



Wechselseitiger Anspruch auf Hilfsbereitschaft und Zuwendung? John Singer Sargents „The Sitwell Family“ (1900, Ausschnitt) wahrt zumindest den Schein. Foto Bridgeman Images

Das Kinder ihren Eltern Gehorsam, Dankbarkeit und Fürsorge schulden, war lange unbestritten. Kinder hatten Pflichten, Eltern dagegen Rechte. Erst im achtzehnten Jahrhundert wandelte sich dieses Verhältnis: Nicht nur die emotionale, sondern auch die moralische Eltern-Kind-Beziehung wurde neu verhandelt, als Aufklärer wie Mendelssohn und Kant Eltern eine Pflicht zuschrieben, alles in ihrer Macht Stehende zu tun, um zur Glückseligkeit ihres Nachwuchses beizutragen.

Wie aber steht es heute um die filialen Pflichten? Was schulden wir unseren Eltern? Diese Frage stellt sich nicht nur in akademischen Debatten, sie dürfte auch viele erwachsen gewordene Kinder beschäftigen. Schon der Titel von Barbara Bleischs Buch verrät ihre Antwort: Kinder schulden ihren Eltern nichts. Auf knapp zweihundert Seiten argumentiert sie, dass weder Verwandtschaft noch die geleistete Fürsorge und Erziehung Kinder zu etwas verpflichten. Das Kind habe weder um seine Existenz noch um das gemeinsame Leben gebeten und ebenso wenig in einen Vertrag eingewilligt, der wechselseitig verpflichtet. Kinder schulden ihren Eltern deshalb nur, was sie allen Menschen schulden, nämlich „Respekt“ – worunter die Autorin aber lediglich Unterlassungen versteht: Kinder dürfen ihre Eltern also nicht durch Demütigung, Ausnutzung, Indiskretion oder Ähnliches schädigen.

Diese Behauptung wird kaum der besonderen Verletzlichkeit gerecht, die aus der emotionalen und biographischen Verbundenheit in Nahbeziehungen erwächst. Stellt es in engen Beziehungen, selbst wenn sie asymmetrisch sind, nicht schon eine Verletzung dar, wenn Kontakt, Anteilnahme und Fürsorge ausbleiben? Doch Bleisch will keine „moralfreie Zone“ etablieren. Sie schreibt in dem Bewusstsein, dass Menschen auf gelingende Beziehungen angewiesen sind. Trotzdem bestreitet sie, dass Eltern einen „Anspruch“ auf die Zuwendung ihrer Kinder haben. Solch eine positive Verpflichtung

## Niemand hat um sein Leben gebeten

Von Pflicht und Selbstverpflichtung: Barbara Bleisch beantwortet die Frage, was Kinder ihren Eltern schulden, mit einer pauschalen Absage. Die entscheidende Frage lässt sie offen.

hält sie einerseits für unbegründbar, andererseits für geradezu kontraproduktiv, denn „erst aus der Freiheit heraus, sich ohne Pflichtgefühl auf die eigenen Eltern einzulassen, werden Kinder den Reichtum neu entdecken können, den eine Familie ja in vielen Fällen birgt“.

Obwohl Bleisch ihre „philosophische Untersuchung“ nicht als „psychologische Untersuchung“ versteht, verwässern solche psychologischen Mutmaßungen immer wieder die moralphilosophische Argumentation: So schließt sie, dass es „im eigenen Interesse“ der Kinder liege, sich um eine „wohlwollende Verbindung“ zu bemühen, „denn eine glückliche Familie kann massiv zu einem guten, sinnhaften Leben beitragen“. Das „gute Kind“ sollte also prosoziale Einstellungen und Verhaltensweisen kultivieren, um sich selbst einen Gefallen zu tun.

Die Flucht in das Eigeninteresse ist philosophisch schwach. Zu diesem Individualismus passt, dass die historische, soziale und politische Dimension der Thematik weitgehend ausgeblendet wird. In einer Zeit, in der die Vereinsamung älterer Menschen ein so verbreitetes Phänomen ist, dass Großbritannien gerade ein „Ministerium für Einsamkeit“ geschaffen hat, wünscht man sich, dass die Eltern-Kind-Beziehung nicht im luftleeren Raum abgehandelt wird.

Doch es fehlt nicht nur eine historische oder kulturvergleichende Perspektive und eine Reflexion darüber, ob solche Rahmenbedingungen einen Einfluss auf moralische Pflichten haben; auch moraltheoretisch bleiben die entscheidenden Punkte unklar. Die „Tiefenbohrung“, die Bleisch anstrebt, bleibt an der Oberfläche, weil der zentrale Begriff der Pflicht nie genau bestimmt wird.

Da Bleischs pauschale Absage von vornherein feststeht, hat sie keinen Anlass, zwischen legitimen und abwegigen Forderungen zu differenzieren. So entsteht der Eindruck, als ob „Pflicht“ bedeute, jeglichen Erwartungen der Eltern zu entsprechen, deren Werte zu teilen und Kritik zu unterlassen: Zum Erwachsenenwerden gehören, „dass wir aus beengenden Verhältnissen ausbrechen dürfen“ und „nicht alles, was unsere Familie von uns erwartet, ohne Murren zu erfüllen haben“. Da niemand solche Zumutungen ernsthaft als moralische Pflicht auffassen wird, haben „wir“ am Ende des Buches „die Frage nach der Pflicht“ keineswegs geklärt.

Bleischs Unbehagen an der Moralisierung von Nahbeziehungen offenbart ein verkürztes Verständnis von „Pflicht“ und „Freiheit“ beziehungsweise „Selbstbestimmung“, die sie ausschließlich als Abgrenzung und Befreiung von Zwängen versteht. Nun liegt aber die Pointe des Pflicht-

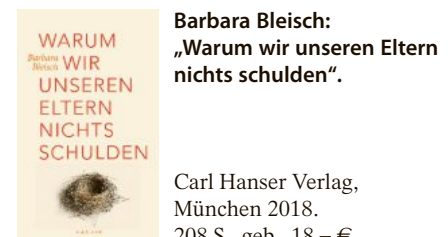
begriffs – zumindest bei Immanuel Kant, der sich einige Gedanken dazu gemacht hat – gerade darin, dass er nicht für Fremd-, sondern für Selbstbestimmung steht. „Moral“ ist eben nicht, was die Sitten, die *mores*, gebieten, sondern allein, was sich eine Person vernünftigerweise selbst als Gesetz geben kann. Die Emanzipation der Kinder besteht also darin, den Sprung vom Eigeninteresse zur Autonomie zu wagen. Doch Autonomie in diesem starken Sinne erlaubt nicht nur Selbstschutz, sondern auch Selbstverpflichtung.

Tatsächlich wurden alle bei Bleisch behandelten Probleme in der Philosophie schon vor Jahrhunderten diskutiert und zum Teil sehr elegant gelöst, beispielsweise durch die Unterscheidung zwischen (fast ausschließlich negativen) Rechtspflichten und (positiven) Tugendpflichten, deren Ziel es ist, zum Glück des anderen beizutragen und eine gute Gesellschaft zu ermöglichen.

Da sich nicht formal bestimmen lässt, was der andere individuell braucht, wird jedem Menschen bei der Erfüllung der Tugendpflicht ein großer Spielraum eingeräumt. Dabei war immer schon klar, dass auf Tugenden wie Hilfsbereitschaft, Großzügigkeit oder Zuwendung kein Anspruch besteht. Daraus folgt aber nicht, dass sie nicht verbindlich sind.

Wäre das Buch wenigstens stilistisch ein Vergnügen, würde man ihm inhaltliche Unzulänglichkeiten vielleicht verzeihen. Doch es ist sprachlich so ungenau, dass die Lektüre wenig Freude bereitet. Alles in allem leidet eine verpasste Chance angesichts der existentiellen und gesellschaftlichen Bedeutung der Thematik.

TATJANA NOEMI TÖMMEL



Barbara Bleisch: „Warum wir unseren Eltern nichts schulden“.

Carl Hanser Verlag, München 2018, 208 S., geb., 18,- €.

## Don Eliécer war immer hungrig

Wie das Schtetl nach Kolumbien kam: Esther Fleisachers Erzählungen rühren an Traumata jüdischer Exilanten

Jeden Freitagabend bringen Doña Antonella und ihr Mann ihren Gastgebern „ein weiches, selbst gebackenes Brot mit“. Beim Essen verfolgen die Kinder gespannt, wer die Rosinen bekommt, denn „es waren nie mehr als drei“. Eine häusliche Szene in einer jüdischen Familie: Der Freitagabend leitet den Schabbat ein, mit einer festlichen Mahlzeit wird er empfangen, und die Gäste – wie auch das weiße Brot, die Challah – gehören zur Tradition. Zu Beginn der Mahlzeit wird es gebrochen und am Tisch verteilt. Nur mit den Rosinen, von denen es nie mehr als drei gibt, hat es seine besondere Bewandnis.

Die Szene könnte in einem ostjüdischen Schtetl des neunzehnten Jahrhunderts spielen, aber Esther Fleisacher schreibt ihre Erzählungen in Kolumbien. Dort kam sie 1959 als Tochter jüdischer Eltern zur Welt, die aus Rumänien und Ägypten nach Südamerika geflohen waren, und ein Gefühl der Vertreibung liegt auch über der Geschichte von den drei Rosinen.

Die Erzählerin erinnert sich auf einem Friedhof an sie, am Grab des Sohnes der Doña Antonella. Bald nach seiner Ankunft in Südamerika war er gestorben, kaum neun Jahre alt. Seine Eltern waren später nach Kolumbien gezogen, und lange hatte die Mutter um das Recht gekämpft, ihr Kind auf diesen Friedhof zu überführen. Dann verschlug es sie an einen dritten Ort, wo Doña Antonella kürzlich gestorben war, und jetzt oblag es ihrem Mann, auch den Sohn auf den neuen Friedhof zu holen. Alles sei in die Wege geleitet, schreibt er in einem Brief, „um seine Familie zu vereinen“.

Dies erzählt Fleisacher auf drei Seiten. Ihre Texte sind kurz, und sie sind leise. Hat man die Geschichte der Doña Antonella zu Ende gelesen, so sind die drei Rosinen nicht mehr das Kinderspiel, das sie am Anfang zu sein schienen. Unaufdringlich werden sie zur Erinnerungsroutine einer Mutter an ihre einst dreiköpfige Familie, und mit ihrem Tod zum symbolischen Vermächtnis.

In den Erzählungen Esther Fleisachers kommt eine weibliche Stimme zum Klingen. Schabbatfeier, Familientisch, das von einer Mutter selbstgebackene Brot – die Texte berühren den Leser in ihrer Intimität, geben ihm das Gefühl, an einem Zwiegespräch teilzunehmen. Zumeist ist es eine Ich-Erzählerin, deren Blick wir folgen, und das verstärkt das Gefühl der Intimität noch: Indem hier eine Stimme zu sich selber spricht, eröffnet sie uns ihre Geheimnisse.

Die Nähe, die Fleisachers Texte erzeugen, täuscht keine Idylle vor. Oft ist Kolumbien nur ein Fluchtpunkt im Leben der Juden, von denen sie erzählt. Don Eliécer stürzt sich nach dem Gebet in der Synagoge immer auf das Essen am Buffet. Alle kennen ihn, sie wissen um den Hunger, den er im Holocaust gelitten hat. Dort verlor er auch seine Familie, und die Großmutter der Erzählerin fügt noch etwas hinzu.

„In Rumänien war er unser Nachbar. Seine Tochter Rahel, schön wie ein Gemälde, war die erste Liebe meines Vaters.“ Er wollte sie heiraten und nach Amerika mitnehmen, doch sie war noch ein Kind, die Ehe kam nicht zustande. „Dein Großvater – er ruhe in Frieden – hielt sich immer streng an die Gesetze, die in den heiligen Schriften stehen, er erlaubte es nicht. Don Eliécer war auf Reisen, und ohne die Einwilligung des Vaters durfte nicht geheiratet werden.“ Eine männliche Gegenstimme bildet den Schlussakkord dieser Ge-

schichte, doch die Kritik in den Worten der Großmutter bleibt verhalten.

Von Beruf ist Fleisacher Psychoanalytikerin, und nicht zufällig hält ihre Prosa den Umgang mit schmerzlichen Erinnerungen fest. „Alles fing damit an, dass ich mich beim Kochen verbrannt habe“, heißt es in einem der Texte. „Es war die gleiche Verletzung wie am Unterarm meiner Mutter, eine, die man sich beim Hantieren mit alten Kochtöpfen holt.“ Das Trauma ruft ein Bild hervor – „meine tote Mutter, und obwohl der Arm wehtat, freute ich mich über ihren unerwarteten Besuch“ –, doch schnell ist die Freude vorbei. „Schon sah ich, wie sie aus Ärger über meine Ungeglichkeit ihr Gesicht verzog. Genau wie ihre Mutter es getan hatte, meine Großmutter. Keiner konnte man es recht machen.“

Auch in der eigenen Küche tauchen die Fluchten der Vergangenheit auf, die Erinnerung eilt weiter zurück: zur Großmutter, die es von Jerusalem nach Alexandria und schließlich nach Kolumbien getrieben hatte; zu Esther, der Schwester der Großmutter, die in Ägypten geblieben war und beim Säubern der Fische erblindete, „weil ihr die Schuppen in die Augen sprangen.“ Und deren Namen ich trage, um der Tradition zu folgen.

Es ist eine Tradition der Not und der Schmerzen, aber nirgends lässt sie die Geschichten Esther Fleisachers bitter werden. Das Herz wird leichter, wo man sich ausspricht: Das weiß sie aus ihrer therapeutischen Arbeit – und als Erzählerin weiß sie noch mehr.

Nur eine Geschichte des Bandes, „Das Notizbuch“, wird aus männlicher Sicht erzählt, und sie ist voller Ironie. Ein Ehemann entdeckt das Notizbuch seiner Frau und beginnt in ihm zu lesen. „Ich habe von Papá geträumt, er streichelte mir übers Haar wie damals, als ich klein war; ich lächelte wie früher, aber mit dem Gesicht von heute. Ich habe immer geglaubt, dass Papá sterben wollte, Mamá war immer enttäuscht, immer (...). Ohnmächtig, wie er war, schied er lieber freiwillig aus dem Leben.“

Der Ehemann schüttelt den Kopf. Der Schwiegervater hatte nicht Selbstmord begangen, er war an einem Herzinfarkt gestorben. Dann bemerkt er seine Frau, die lächelnd im Türhaken steht. „Ich besuche eine Schreibwerkstatt. Gefallen dir meine Übungen?“ – „Erfindest du das?“ – „Glaubst du es, wenn du es liest?“ – „Ja.“ – „Dann ist es auch wahr.“ – „Aber deine Geschwister reden nie von diesen Dingen.“ – „Ich rede ja auch nicht, ich schreibe.“

Das Schreiben ist mehr als das Reden, selbst auf der Couch der Psychoanalytikerin. Es befreit nicht nur die Seele von ihrem Schmerz. Es befreit auch unsere Phantasie, lässt aus einem Sterben immer ein Leben entstehen.

Dem Übersetzer Peter Schultze-Kraft ist es zu verdanken, dass die Erzählungen auch im Deutschen zu einem Lesevergnügen werden. Seit Jahren macht er die kolumbianische Literatur auf dem deutschen Buchmarkt bekannt, und jetzt wird der Name Esther Fleisacher zu einer schönen Entdeckung. JAKOB HESSING



Esther Fleisacher: „In einer Kirche hast du nichts verloren“. Erzählungen aus Kolumbien.

Aus dem Spanischen von Peter Schultze-Kraft und Peter Stamm. Edition 8, Zürich 2017, 142 S., geb., 19,80 €.

## Die Revolutionäre vom Skandalberg

Wiederbelebungsversuch und totales Epochenpanorama: Peter Michalzik zapft sich in „1900“ durch die Geschichte der Lebensreformbewegung

Erzählen, keinesfalls dozieren, will Peter Michalzik in seinem Buch über die Lebensreformbewegung auf dem Monte Verità. Die die Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts Europa mit einem Programm zur Neugestaltung des Alltags versorgte. Anders als die politischen Parteien jener Zeit, die soziale Missstände beheben wollten, dachten sich die Intellektuellen und Bohemiens neue Regeln für ein richtiges Leben aus. Sie experimentierten mit freier Liebe, mit Sonnenbaden, Sport, Homosexualität, vegetarischer und veganer Ernährung und hofften – so auch der Untertitel von Michalzik Buch – ein „neues Paradies“ zu schaffen.

Die Lebensreformbewegung ist in allen Winkeln ihrer Programme, in allen Geheimnissen der Biographie ihrer Vertreter von den Kulturwissenschaften erforscht worden, sodass der Gedanke nahe liegt, dies immense Material über eine Revolution, die bis heute folgenreich blieb, einer größeren Leserschaft zugänglich zu machen. Die Bewegung begann mit provokativen Experimenten, mit denen jugendliche Rebellen aus der Gesellschaft ausbrechen und sie verändern wollten, heute werden die Programme der Avantgarde zu weiten Teilen von den meisten Bürgern akzeptiert und gelebt: Was aufstrebend begann, ist Norm geworden.

Michalzik's löbliche Absicht, die Ideen der Reformen nicht etwa zu referieren,

sondern als deren gelebtes Leben nachzuerzählen, scheitert allerdings an seinem Ehrgeiz, das totale Panorama dieser Epoche und aller in ihr auftretenden Personen vorzustellen. Die Chronik reicht von den Vorläufern, die, wie Nietzsche, die Bewegung inspirierten – „Essensregeln nennt er seine Moral“, so fasst Michalzik den Einfluss des Philosophen auf das Diätprogramm der Reformen zusammen –, bis zu deren Ende in den zwanziger Jahren, als sich die Gründer jener der Gesundheit gewidmeten Anlage auf dem „Berg“ uneinig wurden, sich entzweiten und über ganz Europa zerstreuten.

Die Geschichte des Monte Verità löst der Autor auf in lauter kleine Szenen. Topographisch wird der Notiz- und Zettelcharakter sichtbar an deutlich markierten Abständen zwischen den einzelnen Episoden, die meist kaum mehr als eine halbe Seite oder anderthalb einnehmen. Die Miniaturen enthalten Charakterzeichnung und Skizzen aus dem Leben der Teilnehmer, der Bewunderer und Kritiker der Bewegung – und zwar aller, die irgend mit dem Monte Verità als Vorläufer oder Mitläufer zu tun hatten. In jedem der Abschnitte betritt eine neue Figur die Bühne: nach Henri Oedenkoven etwa, dem Begründer der Kolonie, folgt ein Abschnitt über Rilkes Begegnung mit Tolstoi, danach ein nächster über Elisabeth Nietzsches Sorge um den Bruder – so geht



Das Paradies schaffen: Ein Mitglied der Siedlerkommune Monte Verità (1907) Foto Ullstein

es fort und fort, in jeder Notiz ein anderer Akteur. Man könnte das Buch ein Adressbuch der Intellektuellen vom Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts nennen, die Reihe der Namen ist endlos.

Jedoch, dies ist das Unglück des Wiederbelebungsversuchs einer so wichtigen Bewegung: die Vollständigkeit, die Michalzik bei der Darstellung des großen

Materials anstrebt, erschwert es, die einzelne Figur und ihre Absicht exakt zu konturieren. Für einen, der die Materie kennt, sind die Sprünge von Figur zu Figur, von Situation zu Situation, von Skandal zu Skandal ein Staccato, bei dem der Zusammenhang des Ganzen gleichwohl erkennbar bleibt. Für einen aber, der die Situation auf dem „Berg“ und gar den

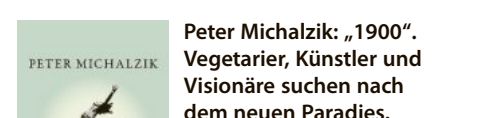
Sinn der Neuerungen erst kennenlernen sollte – und für wen sonst würde der Frankfurter Journalist das Wohlbekannte erzählen –, droht bei jedem Sprung aufs nächste Plateau der Absturz. Ein Faden der Erzählung entspinnt sich nicht, jede Szene ruht in sich.

Zudem wird, wer zum „Berg“ gehört, vertraulich mit Vornamen angesprochen. Man muss sich deshalb auf sein Gedächtnis verlassen können, um zu behalten, wer denn die in der nächsten Miniatur auftauchende Figur, wer etwa dieser Henri, diese Jenny, Ida, Karl, Gustav, Lotte sei? So wenig wie man sich die Mitglieder einer Familie vorstellen kann, wenn der Freund einen veranlasst, ein Fotoalbum durchzublätern, so wenig werden bei diesem Hasten von Fotoklick zu Fotoklick dem Betrachter die Protagonisten der Reformbewegung vertraut und verständlich.

Man möchte dies Verfahren der biographischen Spots eine Art von Zappen im historischen Stoff nennen. Die Methode mag unterhaltsam sein, zumal da im Falle von Michalzik's Thema die Historie gespickt ist mit bizarren Figuren, ja Narren, mit Skandalen und interessanten Experimenten. Lehrreich jedoch ist dies Vorgehen nicht. Der Autor beteuert in einem Nachwort, dass alles, was er mitteilt, wirklich geschehen sei, und er übertreibt mit dieser Versicherung nicht. Alle Figuren des Buches gab es, alle Szenen sind be-

kannt. Doch es ist der Mangel dieser wie so mancher Verlebendigung von Geschichte, dass Michalzik seinen Standpunkt im Innern der Figur wählt, dass er vorgibt, ihr Fühlen, Wägen, Denken erschließen zu können. Deshalb ist das Buch auch, als wäre es ein Roman, im Präsens geschrieben und nicht, wie eine historische Studie, im Präteritum.

Diese Taktik der Einfühlung jedoch hebt die historische Distanz auf. Die exzentrischen, damals noch so provokativen Ideen verlieren durch Empathie ihre Fremdheit. Die einstigen Revolutionäre scheinen Probleme gehabt zu haben, wie sie jedermann heute auch hat. Stattdessen müsste klar werden, dass die Einfühlung des Lesers in diese Exzentriker überhaupt erst möglich ist, weil er von ihnen und ihren Reformern gelernt hat, was ihm einst undenkbar gewesen war. Solch eine historische Aufklärung jedoch geht hier in der Gemütlichkeit der Anteilnahme unter. HANNELORE SCHLAFFER



Peter Michalzik: „1900“. Vegetarier, Künstler und Visionäre suchen nach dem neuen Paradies.

DuMont Buchverlag, Köln 2018, 411 S., geb., 24,90 €.